

Verwendete Literatur:

- BRODERSEN, KAI (Hg.): Virtuelle Geschichte, Wendepunkte der Alten Geschichte, Darmstadt 2000.
- CHRIST, KARL: Hannibal, Darmstadt 2003.
- COWLEY, ROBERT (Hg.): Wendepunkte der Weltgeschichte. Was wäre geschehen, wenn? München 2006.
- COHEN, ROGER: A World That Might Have Been. In The New York Times (abgedruckt in SZ, Dezember 13, 2010).
- DAHLHEIM, WERNER: Die Antike. Griechenland und Rom, Paderborn/München/Wien/ Zürich 1994, 338ff.
- DEMANDT, ALEXANDER: Ungeschehene Geschichte, Göttingen 1984, 2. Aufl. 2005.
- ders.: Es hätte auch anders kommen können. Wendepunkte deutscher Geschichte, Berlin 2010, darin S. 35 ff. „Hannibal erobert Rom.“
- GLÜCKLICH, HANS-JOACHIM/REITZNER, STEFAN: Die Hannibalbiographie des Nepos im Unterricht, Göttingen 1985.
- GÜNTHER, LINDA-MARIE: Hannibal – eine Gefahr für Europa? Unveröffentlichter Vortrag, Köln 2004.
- HOFFMANN, WILHELM: Hannibal, Göttingen 1962.
- ders.: Hannibal und Rom, Düsseldorf 1974.
- KÄPPNER, JOACHIM: Der Sieger, der verlieren musste. Keiner war so nah daran, Rom in die Knie zu zwingen, wie der karthagische Feldherr Hannibal. Gut für uns, dass er trotzdem scheiterte. In: SZ Nr. 110. HISTORIE, S. VI, vom 13./14. Mai 2006.

- LANCEL, SERGE: Hannibal. Die Biographie, Düsseldorf 2000.
- MAIER, FRIEDRICH: Eine Szene mit weltgeschichtlichen Folgen. Hannibals Eid auf die ewige Feindschaft mit Rom. In: AUXILIA 18, Bamberg 1988, 18-32.
- ders.: Auf Messers Schneide. Historische Wendepunkte der Antike. ANTIKE UND GEGENWART; Bamberg 2010.
- ders.: Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. München 2011.
- MEIER, CHRISTIAN: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte, Berlin 1997.
- MEYER, EDUARD: Hannibal und Scipio, Halle 1922.
- MÜLLER, JENS-FELIX/MÜLLER, STEFAN/RICHTER, TILL: Die Hannibal-Tragödie des Cornelius Nepos. In: AU 43/6 (2000), 49-60.
- NICKEL, RAINER: Vergangenheit und Gegenwart in den Persönlichkeitsbildern des Werkes: De viris illustribus. In: AU 46/2 (2003), 6-13.
- RANKE, LEOPOLD v.: Weltgeschichte, Bd. 2, Jena 1922.
- SEIBERT, JAKOB: Hannibal, Darmstadt 1993.
- STRASSER, JOHANO: Kolumbus kam nur bis Hannibal. Vierzehn subversive Geschichten, Dieterichs-Verlag, Düsseldorf 2010.
- WEBER, GREGOR: Vom Sinn kontrafaktischer Geschichte. In: BRODERSEN, K. (Hg.) Virtuelle Geschichte, 15-23.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Nur konstruieren – oder wie kommt man zu einem Erleben lateinischer Literatur?

Eine kurze Entgegnung und ausführlichere Anregung

In dieser Zeitschrift ist schon vor längerer Zeit (FORUM CLASSICUM 4/2009, 280-291) in einem Artikel (*Historia magistra scholae!* Das Konstruieren – Verteidigung einer unverwüstlichen Methode) von RUPERT FARBOWSKI nachgewiesen worden, dass die „genuine“ Methode, den Sinn von Sätzen zu erfassen, die Konstruktionsmethode sei. Dem ist erstaunlicherweise bisher nicht widersprochen worden, obwohl es doch jeden befremden müsste, wenn die Lektüre von Literatur, von künstlerisch und didaktisch gestalteten Texten also, auf diesen Nothilfe-Schematismus

reduziert wird, bei dem man die Satzgestalten zerstückelt, um das logisch-syntaktische „Skelett“ bloßzulegen.

Ich will mich also in einem ersten kurzen Teil mit Farbowskis Argumenten auseinandersetzen. Im zweiten soll ausführlicher eine Methode entwickelt werden, die Satzgestalten zum Erlebnis bringen kann. Insoweit diese Gestaltungen nicht auf syntaktische Regeln zurückgehen, begegnen wir ja in ihnen teils dem bewussten Willen des Künstlers, teils seinen Emotionen, Affekten, Enthusiasmen. (Man lese schon einmal das

PETRARCA-Zitat am Ende dieses Aufsatzes einschließlich des vorangehenden Absatzes.)

Rupert Farbowski hat die nach dem zweiten Weltkrieg entwickelten Konzeptionen einer „natürlichen Lesemethode“ (WILLY NEUMANN, AU 3/1952, 5-27) und eines „verstehenden Lesens“ (WERNER JÄKEL, AU 3/1952, 70-93) als für den Lateinunterricht „unrealistisch“ abgewiesen; und dem Vorwurf Willy Neumanns, das Konstruieren sei ein „unnatürliches, sprachwidriges Verhalten“, das „einer lebendigen Sprache“ nicht gerecht werde, hat er entgegengehalten, „dass das Latein wohl letztmalig in den *Colloquia familiaria* des ERASMUS VON ROTTERDAM als gesprochene und lebendige Sprache begegnet.“ (287/8)

Ich kann nicht erkennen, inwiefern das ein Einwand sein könnte gegen die Forderung, beim Übersetzen von klassischen Texten so zu verfahren, dass dabei die Lebendigkeit der Sprache von Sprachmeistern wie CICERO, CAESAR oder CATULL keinen Schaden nimmt. Allerdings gilt es zu konkretisieren, worin diese Lebendigkeit für uns fassbar werden soll.

R. FARBOWSKI ist überzeugt: „Das Konstruktionsverfahren als ein ... sinnkonstruierendes Verfahren des Verstehens und Übersetzens“ (285) „erwächst gleichsam aus der Sache selbst“ und „aus dem sprachwissenschaftlichen Befund“ (281). Unter „sprachwissenschaftlichem Befund“ versteht er, „was wir aus der lateinischen Grammatik über die abstrakten Kategorien der Sprache wissen.“ Diese (z. B. Wortarten, Satzteile, Satzbauformen) sind „zeitlos gültig ... wie ein mathematisches Gesetz“ (282) und „dem Pro und Contra der Meinungen und Wertungen entzogen“ (283). Zum sprachwissenschaftlichen Befund zählt er auch (Zweiter Befund), dass der „Satzkern“ – und darum auch der „einfache Satz“ – „aus zwei Teilen, aus Subjekt und Prädikat besteht“ (282), die als „die wesentlichen Teile“ des Ganzen (286) zusammen den „hermeneutischen Rahmen“ vorgeben (Dritter Befund), sodass natur- und sachgemäß alles Übersetzen und Verstehen von diesen auszugehen habe.

Dabei ist ihm wichtig, dass das Subjekt „*per se*“ (285) „eine unwiderlegbare logische Priorität“ gegenüber seinem Prädikat habe, „und zwar insofern, als das Subjekt das Prädikat generiert und

nicht etwa das Prädikat das Subjekt“ (286). Dass dies immer so ist, kann man bezweifeln, indem man – statt an Täter und Tat – an passivische Sätze denkt (*Troia deleta est*), in denen schwerlich aus dem Subjekt das ihm Zugestoßene abgeleitet werden kann; oder an ein Prädikat wie *tonat*, das eine sinnliche Wahrnehmung wiedergibt, die in Römern den Gedanken an einen Urheber „generieren“ konnte, während wir mit einem „Scheinsubjekt“ (es donnert) zufrieden sind. Um die Behauptung HAEGER-SCHMIDTS, „der wichtigste Sinnträger des Satzes“ sei das Prädikat, zu widerlegen, bringt R. Farbowski das Beispiel „er liegt“, dessen präziser Sinn sich zugegebenermaßen erst aus Ergänzungen ergibt („...im Bett, ... mit seiner Ansicht nicht falsch, ...gut im Rennen ...?“ 284/5). Doch schließt das Vorkommen eines solchen Falles logisch keineswegs aus, dass die angegriffene These auf ebensoviele oder auf mehr Sätze zutrifft als die vom generierenden Subjekt. Der Fehler entspringt aus der irrigen Annahme, für alle Sätze müsse dasselbe gelten. Man kann auch den verklausulierten Satz: „Er liegt mit seiner Ansicht falsch“ leicht so umformen: Er irrt (sich). Da ist das Prädikat wieder der wichtigste Sinnträger.

Man fragt sich überhaupt, warum R. Farbowski – im Verfolgen seines Themas – dem Subjekt den höheren Rang zuerkennen will, da es doch zweifelsfrei das finite Verb ist, welches gezielt nach Subjekten und Objekten fragen lässt, wodurch es sich als Ausgangspunkt für die Konstruktionsmethode eher empfiehlt als der Satzgegenstand. Sollte sein Blick allein auf solche Sätze gerichtet sein, die Aussagen im Sinne logischer Urteile sind? Für diese gilt freilich, dass sie notwendig aus Subjekt und Prädikat bestehen und dass (jedenfalls beim analytischen Urteil) der Subjektsbegriff das Prädikat in einem gewissen Sinne generiert, indem er ihm durch seinen Inhalt vorgibt, was es explizieren kann und was nicht.

Aber die Sprache ist vielfältiger. Imperativische Sätze haben grundsätzlich kein Subjekt (*Rem tene!*); in manchem Aussagesatz lässt sich (anders als bei *tonat*) gar keines ergänzen (*Mihi cum iis vivendum est. Pudet me mendacii*); gelegentlich fehlen Subjekt und Prädikat zugleich (*Suaviter in modo, fortiter in re*). Haben wir etwa anzunehmen,

dass das (inhaltlich) Wesentliche fehlt, wenn der (grammatisch definierte) „Satzkern“ fehlt? Oder wird offenbar, dass das einem Sprecher Wichtige nicht notwendig und in jedem Fall durch das grammatische Subjekt oder Prädikat oder beides zusammen ausgedrückt sein muss? Wenn wir sagen: Mir ist kalt, verstoßen wir gegen Regeln der Logik (die für jedes Adjektiv einen Eigenschaftsträger fordern muss); ebenso, wenn wir sagen: Mich friert (subjektloses Prädikat). Sprache kann prälogisch sein, wo sie Empfindungen und unmittelbare Wahrnehmungen ausdrückt. Sprache ist alogisch, wenn sie Willensimpulse ausdrückt. Und wenn sie fragt, ist sie nicht Urteil, Aussage oder Information.

Man sollte Sprache besser nicht reduzieren auf logische und grammatische Kategorien, Strukturen und Gesetzmäßigkeiten. Die Methode des Konstruierens ist auf weite Strecken hilfreich, wenn es darum geht, syntaktische Strukturen zu erkennen; als Sinn-Erschließungsverfahren und ausschließlich angewandt, dürfte sie einem wirklichen Verstehen manches Mal hinderlich werden. Bezüglich des Sinns beansprucht jeder Sprecher und jeder seiner Sätze, dass wir auf ihr Individuelles und Einmaliges eingehen.

Unter „Fünfter Befund: usuelle und okkasionelle Wortfolge“ (283) heißt es bei R. Farbowski, dass der Schüler wissen sollte, dass „jedes Abweichen“ von der Grundregel (Subjekt am Anfang des Satzes – Prädikat am Ende) „zum Zwecke der Hervorhebung oder Betonung eines anderen Satzteils geschieht“, und er empfiehlt darum in Übereinstimmung mit HAEGER-SCHMIDT, „die Wortstellung des Originals in der Übersetzung möglichst beizubehalten.“

Darin möchte man einen wertvollen Hinweis darauf sehen, dass durch die veränderte Anordnung der Wörter im lateinischen Satz erkennbar werden kann, wie der Autor selbst jeweils die Gewichte setzen will.

R. Farbowski scheint aber daraus nicht die nötigen Konsequenzen zu ziehen, wenn er lediglich bei der Niederschrift oder in der Letztfassung der Übersetzung das Original äußerlich nachahmen lässt. Sollte nicht die Sinnerschließungstechnik geändert werden, sobald bemerkt wird, dass andere Satzglieder die Positionen von

Subjekt und Prädikat einnehmen? Jedenfalls ist der für die Anwendung der Konstruktionsmethode geltend gemachte Rechtfertigungsgrund, dass der (syntaktische) Satz Kern (aus Subjekt und Prädikat) das Wesentliche enthalte und den hermeneutischen Rahmen liefere, in solchen Fällen nicht mehr gegeben.

Wenden wir uns nun dem versprochenen zweiten Teil zu und spüren den **B e t o n u n g e n** im Satz nach! Wir verbinden damit die Hoffnung, durch diese über das Skelett des nur Logisch-Grammatischen hinauszugelangen und dem Lebendig-Individuellen gestalteter Sprache und ihren Gestaltern begegnen zu können.

Wir wissen, dass in der Antike Texte laut gelesen und über das Ohr verstanden wurden. Erst im Mittelalter haben sich die Mönche in Bibliotheken und Schreibstuben angewöhnt, stumm und nur mit den Augen zu lesen, um einander nicht zu stören. In den Fünfzigerjahren wurden uns Schülern bei Klassenarbeiten die lateinischen Texte, die wir übersetzen sollten, nach einer Einarbeitungsphase noch ausdrucksvoll und langsam vorgetragen; und wir notierten uns (außer den Längen und Kürzen in den Endungen) die Pausen und die Akzente. 1967 beobachtete ich als Referendar, dass in Lateinstunden über Betonungen, Anaphern, Lautmalerei abstrakt gesprochen wurde, ohne dass jemals ein Satz erklang und die Wirkung erlebt worden wäre. Das eigene Hineinhorchen in die Sprache und der innere Wahrnehmungssinn sind wissenschaftlich so suspekt geworden, dass Linguisten das Hören Apparaten übertragen, wodurch sie „objektiv“ ermittelt haben wollen, dass in Lappen nur ein p zu finden sei. Selbstbeobachtung könnte sie leicht belehren, dass sie in der ersten Silbe mit ihren Stimmorganen den stummen Verschluss-„laut“ p formen, wodurch sie das a verkürzen, und in der zweiten die Explosiva p erklingen lassen. Wenn wir bei der Zeitunglektüre trainieren, nur Informationen herauszufiltern, entfällt die Sprache selbst, ihr Kangleib und ihr Seelenleben, dem Bewusstsein. Für den stummen Leser sind alle Wörter des in Schrift geronnenen Satzes dem Auge gleich nah, und er kann sie in beliebiger Reihenfolge aufnehmen. Für das Ohr hat der

lebendige Satz eine unumkehrbare Entwicklung in der Zeit.

Da es unserer Gewohnheit kaum entspricht, auf die melodischen Akzente und die Ordnung der Wörter achtzugeben und darauf, was sich durch sie unserem Vorstellen und Empfinden mitteilt, mag es sich empfehlen, möglichst elementar und bei der deutschen Sprache zu beginnen, deren Intonation uns unmittelbar zugänglich ist.

Man kann im Unterricht an deutschen Sätzen zeigen, dass es uns in gesprochener Rede möglich ist, jedes Wort an beliebiger Stelle hervorzuheben. Was erlebt man, wenn wir beispielsweise *Der Jäger schoss den Hasen* betonen? Die Schüler finden: Die von ihnen vorgestellte Szene enthält mehr, als der Satz explizit sagt. *Der Jäger* hebt sich (kontrastierend) von einem (undeutlichen) Hintergrund ab, in dem es mit Sicherheit einen – vielleicht auch mehrere – Menschen gibt, die einen anderen Beruf ausüben und den Hasen nicht geschossen haben. Mit jeder Verschiebung der Betonung verändert sich die Umgebung. Wenn *der Jäger* den Hasen schoss, war er nicht der einzige Jäger; schoss er *den Hasen*, gab es weitere Hasen. Wer also bei der Übersetzung eines lateinischen Satzes die vom Autor beabsichtigte Betonung verfehlt, macht sich ein falsches Bild. Das ist eine erste wichtige Beobachtung: Akzentuierung erzeugt Kontraste; die Hervorhebung grenzt den fokussierten Begriff von gleichartigen Gegenbegriffen ab.

Was können Schüler entdecken, wenn wir zwei Wörter in einem Satz hervorheben? *Hinter der Laube blühen [schon seit einigen Tagen] Winterlinge*. Es könnte weitergehen: ... *und unter der Trauerweide Anemönen*. Durch die Hervorhebungen werden weit entfernt stehende Wörter in eine nahe Beziehung gebracht und miteinander verknüpft (was an lateinische Phänomene erinnern kann). Die Betonungen klingen verschieden: die erste aufsteigend (wie ein *accentus acutus*), die zweite fallend (*gravis*). Wenn der Sprecher nach jedem Satzglied zögert, spürt man deutlich, wie die Spannung wächst, wie im aufsteigenden Ast des Spannungsbogens die Frage, was dort blühen mag, geweckt wird, und wie mit dem letzten Wort die erlösende

Antwort gegeben wird. Wer lateinische Sätze konstruierend vom Ende her übersetzt, wird, indem er die Frage richtig auf den Kopf stellt, (wenn überhaupt) ganz andere Erlebnisse hervorrufen als die vom Autor intendierten.

Wenn man für die verschiedenen klingenden Akzente hellhörig geworden ist, kann man versuchen, die satzartspezifischen Betonungsmuster aufzufinden. Dabei sind die willkürlichen Hervorhebungen und die durch Affekte verursachten Betonungen zunächst auszuschneiden, um die unserer Sprache selbst eigenen Grundregeln freizulegen. Dann erst wird sich deutlich abheben können, was durch den Sprecher individuell gestaltet oder durch eine besondere Situation bedingt ist.

Wenn wir von jenen Sonderfällen absehen, wo nur eine einzelne Wahrnehmung festgestellt wird und deshalb nur eine Betonung erscheint (*Mir ist kalt. Da quietscht etwas. Da ist eine Windmühle.*) können wir im ersten Glied von Aussagesätzen (A und B) einen aufsteigenden und im letzten einen niedergehenden Akzent hören. Der mit den Betonungen verbundene Kontrast ist spürbar und ermöglicht entsprechende Fortsetzungen [– ...].

- A) *Wildgänse fliegen in Keilformation* [– *andere Vögel (fliegen) anders*]
B) *Flédermäuse fliegen* [– *andere Mäuse (fliegen) nicht*]

Warum steht in (A) das Prädikat (der syntaktische Kern!) unbetont im Inneren des Spannungsbogens? Weil erstens der Bogen auf den äußersten Gliedern steht, um die Wörter zur Satzeinheit zusammenzuschließen, und weil zweitens das Verb hier – als ein den kontrastierenden Sätzen gemeinsames Element – unbetont ist.

Das kennen wir auch von der Wortkomposition. Wenn wir *Meister* als *Schülmeister* oder *Fórstmeister* näher bestimmen, hat das (gemeinsame) Grundwort seinen Akzent an das (kontrastierende) Bestimmungswort abzugeben. Ebenso verliert das finite Verb dann seinen Akzent, wenn es (durch Präfixe, Objekte, Adverbialia, Prädikativa usw.) näher bestimmt ist; und im Satz treten Bestimmungswörter, weil sie betont sind, in die Endposition (C).

C) *síngen – vórsíngen [náchsingen] – éiner síngt vòr [die ándern (singen) nàch]; beziéhen – Bétten [Gehált] beziéhen – wír beziéhen die Bétten [Váter (beziéht) Gehált]*

Die Regeln der Syntax verbieten nicht, die betonten Glieder am Anfang und Schluss gegeneinander auszutauschen. Man vergleiche: *Die Flédermäuse fliegen am Ábend – Am Ábend fliegen die Flédermäuse*. Hier ändert sich jedoch der Charakter. Die erste Form des Satzes wirkt belegend, wie die Mitteilung einer Beobachtung oder Erkenntnis, und wendet sich an den denkenden Menschen; die zweite eher wie eine Erzählung, die den empfindenden Menschen an einem Erlebnis teilhaben lassen möchte. Ein anderes Beispiel: *Léhrer sínd Èsel – Èsel sínd Léhrer*. Hier verkehrt sich der Sinn. Beide Fälle können davor warnen, bei der Übersetzung aus dem Lateinischen die Reihenfolge unbedacht zu ändern.

Bisher haben wir gefunden, dass sowohl im einfachsten wie auch im erweiterten Satz der für den Aussagesatz charakteristische Satzbogen sämtliche Glieder umspannt. Es ist zu ergänzen, dass bei mehrgliedrigen Prädikaten ein Teil (das unfeste Präfix, das zweite Partizip und/oder der Infinitiv) unbetont hinter dem Bogen steht (D). Die akzentuierten Bestimmungswörter befinden sich also in einer syntaktischen Klammer, von den Prädikatshälften umrahmt. Das finite Verb bleibt immer auf dem zweiten Platz.

D) *Der Rétter setzte sein Lèben ein. Mútter hat Sàhne geschlagen. Auch Léhrer können mal den Kòpf verlieren. Der Léhrer mag den Kòpf verloren haben.*

Besondere Situationen können dazu motivieren, von den genannten Grundregeln abzuweichen. *Zinkkánne, nicht Zinkwánne!* wird einer sagen, wenn er missverstanden worden ist. Im Affekt kann jemand betonen: *Der Lehrer hat Kínder geschlâgen*. Im Nebeneinander der gegenläufigen Akzente (*Kínder geschlâgen*) drückt sich die Empörung über diese unerhörte Zuordnung aus.

Im N e b e n s a t z steht das finite Verb immer am Ende, auch dann, wenn sein Akzent sich auf die Erweiterungen verlagert (*Als er gíng, rège-nete es. Als er aus dem Haúse gíng, begann es zu rэгnen*). Das Prädikat des nachfolgenden Hauptsatzes steht unmittelbar hinter dem Komma; da

der Nebensatz einem Adverbiale entspricht (*≈ Bei seinem Aúfbruch*), ist hier die zweite Stelle des Satzes.

Ob der Nebensatz dem Hauptsatz vorangeht oder nachfolgt (*Er spannte seinen Schírm auf, weil es zu rэгnen begann*), stets trägt der vordere Satz den aufsteigenden, der Nachsatz den fallenden Akzent, sodass der Bogen die beiden zu einem Satz vereint. Das gilt auch für den indirekten Aussagesatz (*Er versícherte: er sei únschuldig*), der auch als „verkappter Nebensatz“ angesehen werden kann (*≈ dass er únschuldig sei*). Ein „verkappter“ wenn-Satz fällt völlig, auch in der Intonation, mit dem Fragesatz zusammen (*[Wenn es rэгnen sollte ≈] Sollte es rэгnen, [Frage: Sollte es rэгnen?] dann wird die Wásche nàss*).

Im F r a g e s a t z steht das Verb am Anfang (bzw. unmittelbar hinter dem Fragewort) und erhält die einzige Betonung, einen aufsteigenden Akzent (*Weínst du? Wohin géhst du?*). Ist aber ein Fragewort attributiv mit einem Substantiv oder adverbial mit einem Adjektiv verbunden, tritt das Verb hinter diese zurück und muss den Akzent an das Substantiv bzw. Adjektiv abgeben (*In welchem Álter seid ihr? Wie ált seid ihr?*). Hat das Verb Erweiterungen bei sich, stehen diese in Endposition und ziehen den Frageton auf sich (*Kommt ihr mít? Habt ihr Lúst? Gehst du ins Kíno? Seid ihr traúrig?*).

Im B e f e h l s s a t z steht der Imperativ am Anfang und trägt einen fallenden Akzent (*Weíne nicht mehr! Kómmt mal!*). Ist das Verb durch nähere Bestimmungen eingegrenzt, treten diese ans Ende und übernehmen die Betonung (*Komm herein! Komm ins Haús! Sei mal leise!*). Bei besonderem Nachdruck, im Affekt und in Ausrufen aber steigt der Akzent (*Sei endlich stíll!! Komm herein!!*).

Dann gibt es noch interessante M i s c h f o r m e n wie die sogenannte rhetorische Frage, die nichts erfragen will. Die Aufforderung kann sich hinter der Form der Aussage oder Frage verstecken (*Du bist jetzt stíll! Wirst du den Múnd halten!*). Im Gewand der Frage treten auch Ausrufe auf (*Wie rècht hat er! Was hàst du da wieder angestellt!*). Nur die Intonation lässt dann den gemeinten Sinn erkennen. Im Schriftlichen wird meistens ein Ausrufezeichen gesetzt – wodurch

wir darauf aufmerksam werden können, dass wir auf ein Gebiet geraten sind, auf das wir uns nicht gleich einlassen wollten. Die primäre Ordnung der Akzentuierung wird hier durch starke Emotionen aufgebrochen.

Wir fassen das Wichtigste zusammen:

1. Der Fragesatz hat nur einen aufsteigenden Akzent (Verb in Erstposition bzw. nach dem Fragewort),
2. der Befehlssatz nur einen fallenden (das Verb ebenfalls in Erstposition);
3. im Aussagesatz finden sich beide zum Satzbogen zusammen (Verb in Zweitposition).
4. Hat der Aussagesatz einen Nebensatz vor oder hinter sich, verknüpft ein Spannungsbogen die Teilsätze zur einheitlichen Periode (das Verb des Nebensatzes steht in Letztposition).

Steigen wir nun ins Lateinische ein! Wir müssen nicht wissen, wie die Sprache geklungen hat, um spannungserzeugende und -lösende Akzente anzunehmen. Mag sein, dass dem Römer unsere deutsche Sprachmelodie beim Vortrag seiner Sätze wunderbar geklungen hätte, einen besseren Weg haben wir nicht. Die Hypothese eines umfassenden Spannungsbogens für lateinische Aussagesätze wird sowohl durch die „Grundstellung“ S – O – P wie durch ihre Abwandlungsformen bestätigt. Die „syntaktische Spannung“, die sich aus dem lateinischen S – O – P ergibt, ist größer als bei der deutschen Abfolge S – P – O, da die Art der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt erst am Satzende verraten wird. Von einer „thematischen Spannung“ ist dann zu sprechen, wenn statt des Subjektes ein anderes syntaktisches Glied „Thema“ ist (*Den Húnd bezeichnen wir als treù. Von Húnden sagt man, sie seien treù. In principio erat verbum*). Denn Thema des Satzes ist für mich der Begriff, die Wahrnehmung oder Vorstellung, die als ein Erstes gesetzt wird, woran sich eine Frage knüpft, die in einer Aussage ihre Antwort findet. Dass das Thema die Form des grammatischen Subjekts hat, ist davon nur ein Spezialfall. (Für R. Farowski fallen die Begriffe „Subjekt“ und „Thema“ zusammen [S. 286].)

1a) *Púgna | erat átrox et diutúrna.

Subjekt		Prädikat
Thema		Ausführung

≈

1b) <i>Pugnátum est</i>		<i>atròciter et diutúrne</i> [CÄSAR]
Prädikat		adverbiale Bestimmung
Thema		Ausführung

Die (syntaktisch-logische) Ordnung S – P könnte man die natürliche des Aussagesatzes nennen, indem jede Prädikation von einem Subjekt ausgehen muss. Doch vieles Naturgegebene wird vom Menschen in mannigfaltiger Weise zu Kulturprodukten umgestaltet. So gibt Cäsar dem Satz (1a) die Form (1b). Er setzt andere syntaktische Glieder an die Stelle von Subjekt und Prädikat und hält doch an einer ruhig didaktisch-entwickelnden Abfolge fest, indem er zuerst das Thema nennt, das man hier wie dort durch den aufsteigenden Akzent als Frage hört (*Wie war der Kampf? Wie wurde gekämpft?*); dann folgt die Ausführung, Antwort oder Bestimmung. Da Cäsar zuvor bereits geschildert hatte, wie es zum Kampf kam, tritt das Thema nicht unvermittelt auf; es fügt sich in einen insgesamt entwickelnden Kontext, in dem der Autor den Leser bewusst so führt, dass er mit Verständnis folgen kann.

1c) **Atròciter pugnatum est* | *et diutúrne*.

Aber bei Cäsar hätte durchaus auch die undidaktische Satzform (1c) begegnen können, wo man im Satzeingang nicht den aufsteigenden Themafrage-Akzent hört, der eine Spannung erst aufbaut; wo vielmehr sofort der Antwort-Akzent, eine Spannungsentladung, den Leser überrascht und ihm offenbar einen heftigen Gefühlseindruck vermitteln soll. Cäsar, der gewöhnlich ruhig entwickelnde, sachlich-nüchterne Berichterstatte, zeigt sich hin und wieder auch als ein Dramatiker und lässt das Affektiv-Emotionale – meistens am Satzanfang – impulsiv-spontan hervorberechen (2).

2a) *Màgno dolòre – Haedui ferunt – se deièctos esse principátu; querùntur fortúnae commutatiónem.*

Mit großem Schmerz verlohren hätten sie die Vormacht! Sie klàgen des Glückes Úmschwung!

2b) **Haedui se principátu màgno dolòre deièctos esse ferunt; commutatiónem fortúnae querùntur.*

Sie hätten die Vormacht mit großem Schmerz verlohren. Den Wéchsel des Glücks beklàgen sie.

Um den Unterschied zu empfinden, lese man das einmal in syntaktischer Anordnung, mit Bogen und Akzenten des ruhig-entwickelnden Stils (b). Durch den Einschub (*Haedui ferunt*) ist *se deiectos* ein Neueinsatz. Die Wörter mit Gravis können nicht unpathetisch gelesen werden; die Laute gehören dazu. Welche Ausdruckskraft die Vorstellung von *queruntur* besitzt, kann, da diese Stellung im Deutschen die normale ist, mit einer schriftlichen Übersetzung nicht gezeigt (allenfalls durch den Akzent angedeutet) werden. Die ans Ende gerückten Wörter tragen den Akzent des Ausrufs (darum das Satzzeichen), der hier ein klagender ist. Unverkennbar erhalten wir im Kriegsbericht nicht nur Informationen: wir sollen auch etwas fühlen und miterleben.

So viel dürfte bereits wahrscheinlich geworden sein: 1. Nur für didaktisch-entwickelnde Aussagesätze ist der Satzbogen kennzeichnend; 2. die Umstellung syntaktischer Glieder zeigt nicht in jedem Fall dessen Auflösung an, oft gibt sie ihm nur eine andere Ausrichtung (siehe unten); 3. der Satzbogen kann aber wohl gesprengt werden durch eruptive Affekte oder dramatische Ereignisse, die andere Betonungsmuster schaffen. Ein niederfahrender Akzent am Satzanfang erscheint als natürlich, wenn ein unerwartetes Geschehnis hereinbricht oder wenn hoher psychischer Druck nicht mehr auszuhalten ist und sich sofort Luft machen muss.

Anders ist es, wenn Cäsar in seinen Getreideforderungen gegenüber den Häduern zunehmend dringlich werden muss. Hier verstärkt sich der Druck zum Satzende hin; die heftigen Vorhaltungen (PPP) stehen erst hinter dem finiten Hilfsverb, unter aufsteigenden Akzenten (des Ausrufs).

3a) *Interim cotidie Caesar Haeduos frumentum, quod essent publice polliciti, flagitare.* [16.1]
„Das habt ihr [doch] **versprochen!!!**“

3b) *Graviter eos accusat, quod, cum neque emi | neque ex agris sumi possit, tam necessario tempore, | tam propinquis hostibus*

ab iis non sublevetur...; multo etiam gravius, quod sit destitutus, queritur. [6]
„Ihr habt mich ja im Stich gelassen!!!“

Die indirekte Rede wirkt hier – durch Anaphern, die zahlreichen Hervorhebungen, die von den (gleichfalls betonten) Fokuspartikeln *neque, tam* vorbereitet werden – so lebendig, als wäre es direkte Rede.

Man schlage bitte, wenn nötig, den Zusammenhang bei Cäsar nach, um selber die Wortstellung (4a) als affektiv motiviert und in dem AcI einen verzweiferten Ausruf zu erkennen, mit entsprechenden Akzenten. Dagegen findet man in der beruhigenden Rückmeldung (4b) den Satzbogen der reinen Aussage und die Kopula *esse* demgemäß in der ihr „natürlichen“ Endstellung.

4a) *Scire se illa esse vera.* [20.2] *Er wisse [ja], dass all das wahr sei!!!*

4b) *Renuntiatum est: [ascensum] facilem esse.* [21.1] *Gemeldet wurde: er sei bequem.*

Dass in (5a) *rescindi* mit Hochton zu lesen sei (und nicht ein gewöhnlicher Satzbogen *pontem* und *rescindi* verbinden dürfe), lässt sich wohl nicht beweisen. Doch wirkt es in Endstellung jedenfalls anders als *muniri* in (5b). Zu beachten ist dabei, dass sich der Kontext von (a) durch historisches Präsens und asyndetische Satzfolge insgesamt deutlich von dem zweiten unterscheidet. Der Stil ist vergleichsweise dramatisch.

5a) *Pontem, qui erat ad Genavam, iubet rescindi.* [7.2]

5b) *Sarcinas in unum locum conferri | et eum ... muniri iussit.* [24.3]

In (5b) ist die Anordnung der Wörter die syntaktische, die Satzbögen sind die der reinen Aussage; mit dem finiten Verb am Ende tritt vor dem Punkt wirklich Ruhe ein. Es liegt der sachlich (und nicht emotional) bestimmte entwickelnde Stil vor.

Für die veränderte Ausrichtung im entwickelnden Stil sei (6b) ein Beispiel.

6a) **Orgëtorix apud Helvetios longe nobilissimus et ditissimus fuit.*

6b) *Apud Helvëtios | longe nobilissimus fuit et ditissimus | Orgëtorix.*

Was ist der Grund dafür, dass Cäsar nicht mit dem Subjekt (6a) beginnt und stattdessen die Wortfolge (6b) wählt? ORGETORIX ist den Lesern noch unbekannt; von ihm soll aber im folgenden Satz erzählt werden. Von den Helvetiern hat Cäsar

unmittelbar zuvor gesprochen. Als ein „guter Lehrer“ knüpft er „didaktisch“ an das Bekannte an und führt (mit der überleitenden Frage: Wer war bei diesen Helvetiern der bei weitem Angesehenste sowie Reichste?) zum nächsten Satz hin. Die Einbindung in den Kontext ist es, die die Wortfolge (zumindest Anfang und Ende eines Satzes) bestimmt. In diesem Fall geht die Anknüpfung (*apud Helvêtios*) – einer Konjunktion ähnlich – dem (Thema und Ausführung umspannenden) Satzbogen mit schwebendem (?) Akzent voraus. In anderen Fällen ist das anknüpfende Wort (ein Demonstrativpronomen zumeist) in den nachfolgenden Satz (oft als Träger des ersten Akzents) integriert (7a). In (7b) und (7c) steht es in einem kleineren „Vorbogen“; der Hauptsatz folgt noch.

7a) *Éa res est Helvétiiis per indicium enuntiàta.*

Éadem secréto ab àliis quaèrit. [Hauptsatz]

7b) *Hís rebus addùcti, constituérunt... Quíbus rebus addùctus, Caésar...* [Part. coni. od. abs.]

7c) *Úbi ea dies ... vénit,... Úbi de éius advéntu Helvétii certiòres fàcti sunt, ...* [Nebensatz]

Partienweise ist der Erzählfaden (und damit die Satzausrichtung) durch Handlungsfolgen desselben Täters dem Berichtenden vorgegeben, und der Leser kann leicht folgen. Wenn aber die Handelnden (oder Redenden) wechseln, tut der Erzähler gut daran, wo er vom einen zum anderen springt, deutlichheitshalber, wie eine Kapitelüberschrift, als allererstes die Person zu nennen (8), in kontrastierender Hervorhebung. Seltener vermittelt Cäsar zwischen den Perspektiven durch einen Überleitungssatz, in dem die Zentralfigur des neuen Abschnitts erst nach Anknüpfung an die vorige genannt wird (8b).

8) (a) *Caesari cum id nuntiatum esset, ...* [I.7.1]

(b) *Ubi de eius adventu Helvetii certiores facti sunt,...* [7.3]

(c) *Caesar, quod memoria tenebat, ...* [7.4]

(d) *Helvetii, ea spe deiecti, ...* [8.4]

(e) *Caesari nuntiatum Helvetiis esse in animo ...* [10.1]

(f) *Helvetii iam per angustias ...* [11.1]

In topographischen (und anderen) Beschreibungen gibt es, da dem Autor alle Teile zugleich gegeben sind, nichts, was die Reihenfolge der Schilderung und die Ausrichtung der Sätze

ihm diktieren könnte. Welche von ihm selbst frei gewählten Gründe veranlassen Cäsar, bei der Aufzählung der Völker in Gallien mit den nördlichen zu beginnen, die südlichen anzuschließen und erst zuletzt die in der Mitte wohnenden zu nennen (9a)?

9a) *Gállia est ómnis | divisa in partes très,*

<i>quarum únam incolunt</i>	<i>Bèlgae,</i>
<i>áliam</i>	<i>Aquitàni,</i>
<i>tértiam,</i>	<i>qui ipsórum lingua Cèltae,</i>
	<i>nóstra Gállii</i>

appellantur. [I.1.1]

9b) *Gallos ab Aquitánis Garúnna flumen,*

a Bèlgis Matróna et Sèquana

dividit. [1.2]

Sind es stilistische Gründe? Den Stamm, für dessen Namensnennung er zwei Teilsätzchen braucht, setzt er ans Ende, wodurch wachsende Glieder entstehen. Man vertausche nur einmal die Aquitanier mit den Kelten; eine rhythmisch hässliche Periode kommt heraus.

Warum beginnt er danach (9b) mit den mittleren und grenzt sie erst gegen die südlichen, dann gegen die nördlichen Völker ab? Man versuche es anders und man wird sehen: eurythmischer und sprachökonomischer geht es nicht. Und *Gallos* knüpft an die Zuletztgenannten des vorhergehenden Satzes an.

Wer auf die Anordnung der syntaktischen Glieder blickt und sich fragt, warum sämtliche Subjekte am Satz-Ende stehen, findet nur bereits Gesagtes wieder. In (9a) stehen die Objekte als Anknüpfungen an *partes tres* voran, und die erst einzuführenden Völker gehören ans Ende des Bogens – ebenso wie die Flüsse in (9b).

Mir scheint Cäsar mit Rhythmen zu „malen“ im Sinne des DIONYSIOS VON HALIKARNASSOS (*De compos.* 20), der von einem guten Schriftsteller (wohl im Anschluss an THEOPHRASTS *peri lexeos*) erwartet, dass er durch die Auswahl seiner Wörter (wobei er an die Ausdruckskraft der Laute und des Rhythmus denkt) und durch deren Komposition (ihre Anordnung im Satz) es dahin bringt, „dass wir die erzählten Vorgänge geradezu leibhaftig sich vor uns abspielen sehen“.

Ich hoffe, dass ohne weitere Erläuterungen der Leser in Beispiel (10) bei lautem Vortrag erleben

kann, wie träge die Strömung bis zum Einmünden in die Rhone dahinfließt.

10) *Flumen est Arar,*

quod per fines Haeduorum et Sequanorum | in Rhodanum influit, |

[- - - - - . - . - - . - . | - . . . - . .]

incredibili lenitate, | [- - . . - - . - .]

ita, ut oculis, | [. -]

in útram partem flúat, | iudicári nòn possit.

[I.12.1]

Das *incredibili lenitate* wirkt, unmittelbar vor die flinken Augen gesetzt, besonders eindrucksvoll. In (11a) scheinen mir die gleichmäßigen Atembögen der Periode durch Cäsars hastigen mitternächtlichen Aufbruch (4. Zeile) gestört zu werden.

11a) *Úbi | per exploratóres | Caèsar | cértior*

factus est

trés iam partes copiarum | Helvétios id

flumen tràduxisse,

quártam vero partem | citra flumen Ararim

rèliquam esse,

- de tértia vigilia | cum legionibus tribus |

e castris proféctus -

ad éam partem pervénit, | quae nòndum

flumen transierat. [12.2]

Und in (11b) erlebe ich lesend, wie Cäsars Drängen (*maturat* vorangesetzt!) die Männer in Trab bringt.

11b) *Matúrat ab urbe proficisci*

et quam maximis potest itineribus

[- - - . - . -]

in Galliam ulteriorem contendit. [7.1]

Im Beispiel (12a) finde ich das Ungleichgewicht zwischen Haupt- und Nebensatz auffällig und ausdrucksvoll. Alle die gewaltigen Anstrengungen sind ganz plötzlich überflüssig. Das erinnert mich sehr an WILHELM BUSCH (12b).

12a) *Cum civitas | ob eam rem incitáta | àrmis*

ius suum exsequi conaretur |

multitudinémque | hominum ex ágris |

magistrátus cogerent, |

Orgétorix mòrtuus est. [I.4.3]

Als die Bürger, aufgebracht hierüber, mit

Waffen ihr Recht verfechten wollten

und die Behörden eine riesige Menschenmenge

vom Land zusammenzogen,

[da] ist Orgetorix tot.

12b) *Wenn einer, der mit Mühe kaum |*

gekrochen ist auf einen Baum,

schon meint, dass er ein Vogel wär',

so irrt sich der.

Es sei nun noch auf einzelne Wortstellungen *sphänomene* und damit verbundene Betonungsverhältnisse eingegangen, denen man bei der Cäsarlektüre begegnet.

In (8a) findet sich das merkwürdige und im Deutschen ganz unnachahmliche Phänomen, dass zum Zwecke der Betonung ein Glied des *Nebensatzes* noch über die (ihn doch einleitende) Konjunktion hinaus nach vorn gezogen werden kann. Ich füge unter (13) zwei weitere Beispiele an. Der Beleg (13b) enthält zugleich eine zweite, über das Verb hinaus ans Satz-Ende verschobene Betonung. (Die mir greifbaren Textausgaben setzen allerdings ausnahmslos Kommata vor *cum* und hinter *exisset* und keins nach *memoria*, was mir keinen befriedigenden Sinn zu ergeben scheint.)

13a) *Reliquas copias Helvetiorum ut consequi*

posset, ... [13.1]

13b) *Hic pagus unus cum domo exisset patrum nostrorum memoria, L. Cassium ...interfecerat. [12.5]* (oder so: *Hic pagus, unus cum ...*)

Als dieser Gau zu unsrer Väter Zeit alleine ausgezogen war (bzw. *Dieser Gau hatte, als er ...*)

Ähnlich findet man beim *Ablativus absolutus*, dass die betonten Teile nach vorn oder nach hinten „ausgelagert“ werden (14). Die wichtigsten Wörter stehen in Randposition und tragen den Bogen, der die Sinneinheit umspannt. Aus diesem Prinzip wird meistens auch klar, warum das Partizip dem Ablativ vorausgeht oder nachfolgt.

14a) *Núllam partem noctis itinere intermìsso [26.5]. Dómum reditionis spe sublata [5.3].*

14b) *Die constituta càusae dictionis [4.2]* *Als der Termín feststand für die Gerichtsverhandlung*

14c) *Primum súo,*

deinde ómniū ex conspectu remotis èquis,

ut aequáto omnium periculo | spem fugae

tòlleret [25.1]

Nachdem die Pferde weggeführt waren,

erst seíns, dann die von állen, um durch

die Gleichheit ... zu vereiteln

Dasselbe ist beim *Accusativus cum Infinitivo* zu beobachten (15).

15) *Allobrogibus sese vel persuasuros existimabant vel vi coacturos* [6.3]

15b) *Sibi praeter agri solum nihil esse reliqui* [11.6]

Gleich im ersten Satz des „Gallischen Krieges“ (S. 7, 9a) scheint es sonderbar, dass das *est* nach vorn gezogen ist, wo es das Substantiv von seinem Adjektiv trennt (*Gallia est omnis ...*). Der Leser wird nach *est* ein Prädikatsnomen oder Partizip erwarten; stattdessen kommt ein Attribut oder Prädikativum: Gallien ist – wenn man es in seinem ganzen Umfang nimmt –. Man hört am Ende einen aufsteigenden Ton, dem eine Pause folgt. Die zweite Satzbogenhälfte beginnt mit dem zu *omnis* kontrastierenden *divisa* und endet mit der sich ergebenden Stückzahl (*divisa in partes tres* – gegliedert in der Teile drei). Da sich die Teilbögen (*Gallia est omnis – divisa in partes tres*) mit dem Gesamtbogen (*Gallia ... tres*) überlagern, lassen sich die Töne der unterstrichenen Schwerpunkte (die an Pausen grenzen und Kola rahmen) nur mit den zwei Akzentformen (Lenis und Gravis) nicht befriedigend abbilden. *Gallia est omnis | divisa in partes tres* soll andeuten, wie in der Mitte des Satzbogens die Töne höher liegen müssten.

Die Frage, in welcher Stellung zum Substantiv Adjektive betont sind, ist viel diskutiert. Wenig wird dabei auf die Umgebung geachtet, auf Satzbögen anscheinend gar nicht. Wenn *tres* seinem Substantiv hier nachfolgt, in 5.3 aber vorangeht (*trium mensum molita cibaria sibi quemque domo efferre iubent*), ist beides offenbar nur Folge davon, dass das Zahlwort (weil es stets betont sein will) in die durch den Satzbogen ausgezeichneten Stellen, also bald an den Anfang, bald ans Ende drängt. Wie sieht es bei anderen Adjektiven aus, für die man annimmt, dass sie hinter dem Substantiv unbetont seien und dass Voranstellung ihnen Betonung verleihe (16)?

16a) *Helvéticos, Tulíngos, Latobrígos in fines suos, unde erant profecti, reverti iussit.* [28.3]

16b) *Orgetorix ad iudicium omnem suam familiam (ad hominum MX) undique coegit,*

16c) *et omnes cliéntes obaeratòsque suos (quorum magnum num. habebat) eodem conduxit.* [4.2]

16d) *Se suis còpiis suóque exèrcitu | illis regna conciliaturum confirmat.* [3.7]

16e) *Cum civitas, ..., ármis ius suum èxsequi conaretur ...* [4.3]

Die Beispiele zeigen: Ein nachfolgendes Adjektiv kann durchaus betont sein (nämlich am Ende eines Bogens (a)) und ein vorausgehendes unbetont (nämlich im Inneren des Bogens, im „Tal“ zwischen zwei Erhebungen (b)). Beispiel (c) kann davor warnen, allein aus der Pause auf eine davor liegende Betonung zu schließen (*suos* ist parallel zum unbetonten *suam*, und ein Kontrast fehlt!). Die oben genannte Annahme sollte nicht widerlegt werden (in (16d-e) wird sie bestätigt); ich musste aber zeigen, dass daneben andere Prinzipien wirken, die das erste auch außer Kraft setzen können. Ohne deren Kenntnis bleiben viele Sätze unverständlich.

Wie will man verstehen, dass in (17a-c) die kontrastierenden und also betonten Attribute einmal vor- und einmal nachgestellt sind? Ein abstraktes Sprechen von Variation und Chiasmus weicht der Frage aus, die im Hinblick auf die obige These gestellt ist, wonach die Hervorhebung durch eine bestimmte Stellung zum zugehörigen Substantiv erzeugt wird. Wenn ich aber im Spannungsbogen die Stimme den Akzenten gemäß zweimal hebe und senke, höre ich die vergleichbaren Begriffe (*advéntu | potèntia; eórum | èius*) auf derselben Tonstufe, erlebe die Anordnung als sinnvoll und ahne, wie Römer Beziehungen gehört haben.

17a) *Quod eórum advéntu | potèntia èius deminuta* [18.8]

17b) *Sed peius victóribus Sequánis | quam Haèduis victis accidis.* [31.10]

17c) *Inter novíssimum hóstiium agmen | et nóstrum primum* [15.5]

17d) *Ípse interim in colle médio | triplicem àciem instruxit | legionum quáttuor veteranàrum, in súmmo iugo | dúas legiones, | quas in G. cit. próxime conscripserat.* [24.2]

In (17d) scheint mir in der oberen Zeile das Ende des fragend-aufsteigenden Bogens die Nachstellung von *medio*, in der unteren der Neueinsatz die Voranstellung von *summo* zu motivieren.

Gut bekannt ist, dass Paare von Substantiv und attributivem Adjektiv, indem sie ein tonloses Wort als „Tal“ in ihre Mitte nehmen, sich beide (einen Bogen bildend) hervorheben können (18a). Das führt auch mal zu einer irritierenden Wortgruppierung (18b), wo dem trennenden „Tal-Wort“ selbst noch an vierter Stelle ein abgetrennter Begleiter folgt und obendrein die verschränkten Paare beide im Ablativ stehen; das an zweiter Stelle stehende Wort ist als Anknüpfung (an die zuvor benannten Alpenstämme) unbetont. Manchmal aber steckt hinter der scheinbar gleichen Form etwas anderes, wenn nämlich das eingefügte Wort selbst betont ist (18c), wodurch sich ein solches Betonungsmuster ergibt, wie wir es in *suum cuique* hören. Wenn wir *Jedem das Seine* zum Satz vervollständigen (*Jedem gebührt das Seine*), bemerkt man, dass der weite Spannungsbogen, der hier die zwei entfernten Wörter in Beziehung setzt, in dem knappen Ausdruck zu einem „Spitzbogen“ zusammengescho-ben ist. Entsprechend lässt sich in (18c) der Satz bilden: *Éa erat huius facti máxima ratio*. Dass Talwörter (hier der Infinitiv *uti*) auch zwischen andere Satzglieder gesetzt werden, wenn beide betont sein sollen, zeigt (18d).

18a) *Summam in spem* [18.9];

múltis cum lacrimis [20.1];

múlto denique die [22.4];

totius fere Galliae [30.1]

18b) *Complúribus his proéliis pulsís* [10.5]

Indem er méhrfach diese im Gefècht besiegt

18c) *Id éa máxime ratione fecit, quod noluit ...*

[28.4] *Dies tat er vor állem dárum, weil ...*

secundióres intèrdum res [14.5]

[nur] *zwischenzeitlich bèssere Verhältnisse*

duásque ibi legiones conscribit [10.3]

und hebt dá zwei Legionen aus

18d) *Fruménto proptérea uti mínus poterat, quod ...*

... konnte er déshalb wèniger verfügen ...

Man hat von **D i s k o n t i n u i t ä t** gesprochen, wenn Satzglieder durch Einschübe wie zerrissen erscheinen. Ich möchte es eine **k l e i n e** Diskontinuität nennen, wenn – wie in (18a-c) – nur ein Wort eingefügt ist, das entweder als Talwort seine beiden Nachbarn trennt – und zugleich durch einen Bogen verbindet – oder mit dem ersten zusammen einen Spitzbogen bildet. (In

beiden Fällen wird für das Ohr gerade eine Beziehung hergestellt; der Eindruck von Zerrissenheit entsteht nur für einen stummen Leser.) Auch nachgestellte Konjunktionen (*enim, autem, -que*) können eine kleine „Diskontinuität“ erzeugen (*de civitátis enim iùre disceptamus* [CICERO]).

Bei der **g r o ß e n** Diskontinuität (19), wenn durch mehrere eingeschobene Wörter ein Satzglied zertrennt wird, kann wieder die nahe Beziehung des ersten Teils (des Attributes) zu einem satzglied-fremden Element die Bildung eines Spitzbogens motivieren, dem dann noch ein Talwort folgt, weil auch der zweite Teil (das Substantiv) hervorgehoben werden soll (a).

19a) *Áliud àlii natura íter ostèndit*. [SALLUST]

Jedem ànders mag N. die Lébensrichtung weisen.

Hic óptimus illis temporibus est patrónus hàbitus. [CICERO]

Der hat als seínerzeit bèster aller Réchtsanwälte gegòlten.

Ita populi Románi iústum erat in Gállia impèrium.

So war gerécht des rómischen Volkes in Gállien ausgeübte Hèrrschaft. So war des rómischen Volkes Hèrrschaft über Gallien réchtens. So war Róm beréchtigt, in Gállien zu gebieten.

19b) *Mágná apud plèbem | propter liberalitátem grátia* [18.3] *Seine beim Volk enorme | Beliebtheit wegen Freigebigkeit*

19c) *Et vítae necisque | in síos habet potestátem*. [16.5] *Und über Leben und Tod | kann er bei den Seinen verfügen.*

In (19b) sind attributiv zwischen Adjektiv und Substantiv zwei Adverbialia gestellt, deren enge Beziehung zum jeweiligen Nachbarn in den zwei kleinen Bögen zum Ausdruck kommt. Der Rhythmus gleicht dem vorigen und auch dem in (19c), wo *vitaec necisque* als echte Alternative (durch das harmlose und verhüllt) kontrastierende Spitzbogen-Akzente braucht. In allen vorgeführten Fällen steht das Attribut in Erstposition, was ihm einen im Deutschen unnachahmlichen Ton verleiht.

Überhaupt wird einer, der im Lateinischen zu hören beginnt, über jede deutsche Übersetzung unglücklich sein. Imitationsversuche klingen durchweg gequält und undeutsch. Wo der deut-

sche Ausdruck anfängt zu befriedigen, fehlt die spezifisch römische Spannung, die zwischen den akzentuierten Wörtern wirkt. (Vgl. dazu die drei Übersetzungen des letzten Satzes in (19a).)

Schüler sollten möglichst von Anfang an neben der Konstruktionsmethode auch Übersetzungsverfahren kennenlernen und einüben, die sich an der Anordnung der Satzglieder orientieren. Sie sollten dahin kommen, Akzente und Spannungsbögen zu sehen und zu hören. Ein paar Vorschläge also, wie im Unterricht vorgegangen werden kann. Man lege früh Sätze vor, die sich gegen ein Konstruieren sperren (20) oder an denen sich beide Vorgehensweisen gut vergleichen lassen (21f.).

20) *Fato potius pati.* [Inscription an einem Rendsburger Bürgerhaus]

Da sich weder ein Subjekt noch ein finites Verb zeigen will, versuchen wir, die Wörter der Reihe nach zu verstehen. In einem lesenden Römer regte sich wohl bei *fato* die Frage: Dativ oder Ablativ? Mehrdeutige Formen machten es immer spannend. Oft ahnte er zwar schon mehr als wir im Voraus; doch letzte Gewissheit stellte sich erst am Satzende ein, wenn alles zusammenstimmte. Nur wenn wir uns die Frage ebenfalls gestellt haben, wird uns gleich *potius* (mächtiger) die Antwort geben können. Dafür müssen wir allerdings auch die sich aus *potius* ergebenden Fragen stellen: Was ist mächtiger als was? *Mächtiger als das Schicksal* (Abl. comparationis) *ist Dulden*. In gemeinsamem Nachdenken über die lateinische Wortstellung – das (in der Wiedergabe noch nicht nachgeahmte) Gegenüberstehen von *fatum* und *pati[entia]* – könnten weitere Formulierungen versucht werden: *Das Schicksal ist eine gewaltige Macht, doch stärker ist des Menschen Tragekraft. Dem Schicksal überlegen ist Geduld.*

Für den Anfang sind Sätze mit Parallelismus besonders zu empfehlen, von denen zunächst nur die erste Hälfte angeschrieben werden möge (21).

21) *Volentem fata ducunt,
nolentem trahunt.*

*Den Willigen pflegt das Schicksal zu geleiten,
doch den, der nicht will, mit Gewalt zu schleifen.*

Nach der Konstruktionsmethode ordnet man um (S – P – O) und übersetzt: *Das Schicksal führt den Willenden*. Da wir dies in mündlicher Rede so beliebig betonen können, wie die Römer beliebig anzuordnen scheinen, verschieben wir jetzt den Akzent und raten, wie es weiter gehen könnte.

Nun schreiben wir den Spruch vollständig (zunächst in einer Zeile) an die Tafel: Das Komma, dem kein Nebensatz-Indikator folgt, verrät eine Aufzählung gleichartiger Elemente, einen Parallelismus also, der erlaubt, die beiden Hälften geschickt untereinander zu schreiben. Dadurch wird sichtbar: Das in der unteren Zeile eingesparte Wort *fata* ist beiden Sätzen gemeinsam und unbetont; *volentem* und *nolentem* am Zeilenanfang und *ducunt* und *trahunt* am Zeilende kontrastieren miteinander und sind betont. Die Gegenbegriffe interpretieren und schärfen sich gegenseitig. Zum Wollen wird, sofern man fragt, leicht der fehlende Infinitiv gefunden: *sein Schicksal erfüllen, dem Schicksalsanruf folgen*. Sensibilität für Sinn und Wirkung der Satzrichtung kann erübt werden, indem man sie probeweise umkehrt (*Ducunt fata volentem*). Wenn die Akzente richtig sind, müsste der Anfang (*Es führt das Schicksal ...*) im Erfahrungsbereich von Sprecher und Adressat liegen und die Frage auslösen (*Wen?*). Das wäre schon seltsam. Sollte denn der, der die Führung sieht, nicht auch den Geführten sehen? Die erste Fassung beginnt mit dem Näherliegenden: Euer Wollen oder Nichtwollen habt ihr selbst in der Hand; was habt ihr vom Schicksal im einen und im anderen Fall zu erwarten?

Wenn man dazu auffordert, die Gestalt des Originals deutsch nachzubilden, erleben die Schüler das Ärgernis, dass sich unser finites Verb aus der zweiten Position nicht ans Ende versetzen lassen will, und entdecken dadurch, wie eine zweigliedrige Prädikatform (*wird/kann/pflegt ... [zu] führen*) das Unmögliche möglich macht.

22) **Óppida Romani müris,
cástra vällis circumdabant.
Ihre Städte umgaben die Römer mit Mäuern,
ihre Läger mit Erdwällen.*

Konstruierend erhält man für den ersten Teil des Satzes diese (S-P-O-)Übersetzung: *Die Römer umgaben ihre Städte mit Mäuern*. Zu welcher

Erwartung muss diese Anordnung den führen, der ein Empfinden für den alles umspannenden Satzbogen hat? Zu den betonten Wörtern am Anfang und Ende werden ihm mögliche Kontraste einfallen. Beispielsweise könnte es weitergehen: ...*die Friesen [dagegen umgaben ihre Städte] mit Deichen*. Der Übersetzer wird erst nachträglich, durch den überraschend anderen Fortgang, eines Besseren belehrt. Für römische Leser hätte schon in der Abfolge *Oppida Romani* eine hilfreiche Erwartunglenkung gelegen.

Was der Römer nur fühlte, müssen wir uns zum Bewusstsein erheben. Das Objekt trägt dadurch, dass es dem Subjekt vorangeht, einen aufsteigenden Akzent, dem am Ende ein fallender folgen wird. Der Deutsche, der dies weiß, kann, sobald das erste Satzglied erkannt ist, mit der Wiedergabe desselben beginnen und wird dann (notwendigerweise) das finite Verb folgen lassen (*Die Städte umgaben ...*). Das Prädikat steuert nun die weiteren Erwartungen. So nähert sich der Prozess einem simultanen Dolmetschen an, bei dem jedes Satzteil von vornherein die vom Autor gedachte Stelle erhält – ausgenommen (glücklicherweise!) das Prädikat (bzw. sein finites Hilfsverb), das wir an die zweite Stelle vorziehen müssen. Ein Glück ist es für uns, weil unsere Erwartung dadurch früh auf den richtigen Kurs gebracht wird.

Durch solche Beispiele vorbereitet, werden Schüler an Cäsarsätzen ihre Freude haben, wenn sie schon nach den ersten Wörtern den Bau des ganzen Satzgefüges erahnen können (23).

23a) *Si pácem populus Romanus...; / sin béllo ...*
[I.13.3]

23b) *Cópias suas Caesar...; | equitatúmque...*
[24.1]

Doch müssen dafür wichtige Voraussetzungen früh genug erarbeitet werden. Mit Nicht-Subjekten den Satz eröffnen kann nur, wer mühelos im Deutschen jeden verlangten Kasus bildet. Dann muss man die mehrdeutigen Formen wie im Lateinischen so auch im Deutschen (der Ritter, den Bauern, die Städte, ...) gut kennen, damit sich die Kasus nicht während des Übersetzens unbemerkt verwandeln. Mehrdeutige Erstglieder dürfen natürlich nicht – oder allenfalls dann sofort übersetzt werden, wenn (s. 22) die Mehr-

deutigkeit in beiden Sprachen kongruiert (*oppida* die Städte N/Akk. Pl).

Das Erkennen von Parallelismen, meistens ausgehend von kontrastierend vorangestellten Wörtern, ist besonders hilfreich, wenn in der ersten „Zeile“ Formen mehrdeutig sind (die durch den Gegenbegriff klar werden) oder wenn andere Schwierigkeiten Anlass geben, die zweite vor der ersten zu versuchen. So wird in *qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur* (9a) das vielleicht dunkle *ipsorum* von *nostra lingua* (\approx *Romanorum lingua*) her verständlich (*Celtarum ipsorum lingua*).

Da Kontraste nicht immer durch syntaktische Parallelität unterstrichen werden, ist scharf zu merken auf die Hervorhebung von Wörtern durch Voranstellung – so in (24a) die des Prädikats. In (24b) ist Cäsars eigenes Vorhaben gegen den Auftrag abgesetzt, den er gerade zuvor dem T. Labienus erteilt hat.

24a) *Si quid áccidat Romanis...; | império populi Romani ...* [18.9]

Wenn die Römer eine Schlappe erleiden...; | wenn die Römer an die Herrschaft kommen ...

24b) *Quid síi consilii sit, ostèndit.* [21.2] *Was er selbst vorhat, legt er [dem Labienus] dar.*

Leicht können in die Lehrbucharbeit zur Abwechslung *Sentenzen* und *Sprüche* eingestreut werden. Da diese keinen Kontext haben, der sonst (häufig eher unterbewusst) die Erwartung lenkt, gilt es hier, aus einem Minimum von Material mit gesteigertem Bewusstsein ein Maximum an lebendigen Vorstellungen zu gewinnen.

25) *Mínima non curat praetor.*

a. *Bagatellen können nicht die Sorge eines Prätors sein.*

b. *Der Pr. kümmert sich nicht [mal] um die geringsten Dinge.*

Was für eine Situation hat den Satz (25) provoziert? Hat vielleicht ein Bürger aus seiner Sicht „arge Zustände“ beklagt, um die der Staat sich endlich kümmern sollte? Oder hat sich der derzeitige Amtsinhaber so verhalten, dass man ihm Nachlässigkeit vorwirft? Offenbar gilt es, mit exakter Phantasie eine solche *Situation* zu ersinnen, dass aus ihr heraus die Wahl, Anordnung und Akzentuierung sämtlicher Wörter möglichst sinnvoll und verständlich wird. Die

Vorschläge werden geprüft, indem man den Satz mehrmals laut liest, ob er in Ton und Ausrichtung dazu passt. Hat man sich über die auslösende Situation geeinigt, kann man die *R e a k t i o n* des Sprechers auf diese ins Auge fassen. Indem er von *Bagatellen* spricht, korrigiert er die Wertung des Gegenübers, was die kontrastierende Betonung erklärt. Indem er sagt, die Zuständigkeit liege nicht beim *praetor*, wird der andere, wenn er die Betonung nicht überhört, den unausgesprochenen „Gegenbegriff“ erahnen und dem ruhig gesprochenen Aussagesatz die Aufforderung entnehmen, sich gefälligst selbst zu kümmern. Außerdem lesen wir nicht: *Diese Bagatellen [die du da anführst]*. Durch das Fehlen von *Diese* ist die zunächst persönliche Aufforderung zu einer transferierbaren „*L e b e n s r e g e l*“ verallgemeinert, ein zitierbarer „Spruch“ ist entstanden. So kann man in vielen Fällen nach der Moral fragen.

26a) *Gaudia principium | nostri sunt saepe doloris.*

Lust ist für uns nur Anfang oft von eigenem Schmerz.

26b) *Verum gaudium res severa.*

Wahre Lust ist eine ernste Sache

26c) *Cuivis dolori remedium est patientia.*

Für jeden Schmerz ein Gegenmittel ist – Duldemut.

Formal fällt in (26a) auf, wie *Lust* und *Schmerz* durch ihre Stellung im Aufgangs- und Endpunkt des Satzbogens unmittelbar aufeinander bezogen und kontrastbetont sind. Der Satzinhalt stimmt mit dem Bild wunderbar überein. Was anfangs Lust verspricht, wird leicht am Ende schmerzliches Begehren, Sucht. Das von seinem Substantiv *doloris* getrennte *nostri* müsste dadurch betont sein. So „verfrüht“ genannt, steigert es natürlich die Erwartung auf die hinausgezögerte Überraschung, dass wir „mit dem Erstreben von Lust eigenen Schmerz herbeiziehen“. Durch diese Paraphrase wird deutlich, dass die Betonung von *nostri* tatsächlich inhaltlich motiviert ist. Zeichnet man nun die Mittelzäsur und die Bögen ein, die die Vershälften umspannen, sieht man unmittelbar, wie sich in den Kola das über die Randpositionen des Satzes Festgestellte im Kleinen wiederholt. Betonte Wortpaare drängen an die Ränder von

Sätzen oder Kola, um durch ihren Beziehungsbogen die Einheit zu umschließen. Zwischen den Atembögen liegt ein Innehalten. Das im Textbild Gesehene muss durch lautes Sprechen hörbar werden, damit überprüft werden kann, wie weit es mit dem vorgestellten Inhalt (bzw. der ausgemalten Situation) zusammenstimmt.

Das in *nostri* steckende *Wir* meint natürlich keine besondere Gruppe, sondern uns Menschen insgesamt. Hier (wie in 26b-c) spricht ein Philosoph – ohne dass ein bestimmtes Gegenüber und eine auslösende Situation gedacht werden muss – allgemeingültige Erkenntnisse aus.

In (26b) ist festzustellen, dass die Adjektive nicht durch ihre Stellung zu ihrem Substantiv, sondern durch ihre Randposition betont sind. Die nicht miteinander kontrastierenden Wörter *gaudium* und *res* wird man nicht betonen wollen (und *gaudium* besser nicht mit *Freude* übersetzen). Die *wahre Lust* (am Erkennen und Verwirklichen des Guten, Wahren, Schönen) grenzt sich gegen die sinnliche *Scheinlust* ab, deren Kehrseite Schmerz ist. Diese verdient kein ernstliches Bemühen, jene erfordert ein solches. *Lust* braucht als gemeinsames Grundwort der beiden keine Betonung, und so kann dem Adjektiv (als einem Bestimmungswort) ein größeres Gewicht als dem Substantiv zukommen.

Bei dem Ausspruch (26c) kann man fragen, wie viele Akzente er bekommen und ob ein Einschnitt in die Mitte gelegt werden sollte. Sicherlich wird bei *remedium* erlebt werden, dass es die Erwartung des Hörers spannt und in eine falsche Richtung lockt, um endlich (wohl nach einer kleinen Pause?) mit *patientia* Verblüffung auszulösen.

Eine Zwischenbemerkung zum vorangestellten Dativ. Ich zeige Schülern früh, dass Dative sehr oft durch *für* – gelegentlich *zu* (vgl. *á* frz.) – umschrieben werden können (*Ótto trägt Anna den Koffer – Für Anna trägt er ihn gern*) und Genitive durch *von* (*Keiner meiner Freunde war gekommen – Von meinen Freunden sah ich keinen*). Dann können sie beweglich mit Kasus in betonter Randposition umgehen.

Fragen wir zur Vorbereitung von (27) noch, was für Satzglieder *remedium* und *patientia* sind. Dass *remedium* Prädikatsnomen und *patientia*

Subjekt sein soll, wird aufgrund der Wortstellung manchen überraschen, kann aber im Deutschen am bestimmten und unbestimmten Artikel abgelesen werden. Der Satz geht hier nicht vom syntaktischen Subjekt aus, sondern vom Objekt, von den allzu vertrauten Schmerzen, und sucht nach dem Subjekt: *Wer oder was kann jeden Schmerz heilen?* Dies ist der normale (Erkenntnis vermittelnde) Weg eines Aussagesatzes: dass er von einer vertrauten Vorstellung zum Fremden (auch Befremdenden und Überraschenden) hinleitet – durch eine ans Bekannte geknüpfte Frage, die man in dem aufsteigenden Akzent und Spannungsbogen des Satzanfangs hört. Der Sprecher kann für diesen Anfang zwischen den syntaktischen Formen frei wählen (*Jeder Schmerz wird besiegt durch Geduld. Jeden Schmerz besiegt Geduld. Schmerz dich etwas, hilft Geduld*).

27a) ¹*In principio erat verbum;*

²*et verbum erat apud deum;*

³*et deus erat verbum.*

Im Anfang war das Wort;

und das Wort war bei Gott;

und ein Gott war das Wort.

Jetzt kann man in (27a) untersuchen lassen: Läuft jedes der drei Teilsätzchen dem beschriebenen Normalsatz entsprechend ab, sodass man sie alle mit dem bisherigen Satzbogen sprechen kann? (Das *In principio* mag man erläutern: So konnte der Evangelist JOHANNES beginnen, weil seit den Vorsokratikern die Frage nach dem *principium* der Welt geläufig war; jedermann wusste, dass THALES geantwortet hatte, im Anfang sei das Wasser gewesen.) Wenn man das dritte Sätzchen wie die andern beiden lesen wollte, müsste man den Gott in (³) mit dem in (²) identifizieren. Wenn er aber in (³) als ein neuer Gott eingeführt wird, hätte er ja am Ende stehen sollen (*et verbum erat deus*). Wie ist nun Satz (³) zu betonen? Man wird wahrscheinlich die dem Leser gleich zu Anfang entgegengeschmettete Antwort (auf die noch gar nicht gestellte Frage: *Was für ein Wesen war dieses Wort?*) kaum anders betonen und empfinden können als ich und die Wörter, die auf die Entladung der Erregung noch folgen, ohne einen Akzent lassen.

27b) ¹*Volat hora. Im Flüge vergeht die Zeit!*

²**Hóra volat. Die Zeit rennt.*

In gewissem Sinne vergleichbar ist (27b), wo der heftige Eindruck des Davonrennens Anfang und Auslöser des Satzes ist. Wenn aber jemand rückblickend in ruhiger Betrachtung den entsprechenden Gedanken bildet, wird er erst seinen Gegenstand vornehmen, bevor er zu Aussagen darüber gelangt. Man lasse einmal die Fassungen (1) und (2) vergleichen.

27c) *Ūsus tyrānnus. (Ūsus tyrānnus)*

Das Hérkommen ist ein Tyrānn.

Der Braúch ist ein Diktátor!

27d) *Ūsus magister optimus.*

(Ūsus magister óptimus)

Pràxis ist der beste Lehrer!

Pràxis ist als Lehrer bésser!

Wunderlich scheint es zunächst, dass *usus* (in 27c und d) von Römern so unterschiedlich bewertet werden kann, und man muss erst einmal herausfinden, durch welche verschiedenen Bedeutungen beide Sätze sinnvoll werden. Syntaktisch ist (c) klar: Subjekt – Prädikatsnomen. Dass (d) genauso aufgebaut ist, wird, da die Artikel täuschen, erst durch Umformung deutlich: **Die Praxis** (die praktische Übung) ist **ein** besserer Lehrer [als die Theorie]. **Einen** besseren Lehrer als **die Praxis** gibt es nicht. Jetzt aber wird es spannend: Hören die Schüler, dass in (d) anders als in (c) zu akzentuieren ist? Hier wird ja wohl kaum über die Frage nachgedacht: *Was für ein Lehrer ist die Praxis?* Näher liegt es, an ein Aufbegehren gegen rein theoretischen Unterricht (oder an ein Auftrumpfen mit einer neuen Erkenntnis) zu denken. Ich würde den Begriff „Affektbetonung“ vorschlagen.

In Klammern habe ich einen ebenfalls möglichen Ausrufakzent am Ende notiert. Denn es muss auch gesehen werden, dass es immer wieder – nicht anders als bei der Interpretation von Noten in der Musik – gewisse Auslegungsspielräume geben kann. Dazu zwei Beispiele (28b-c).

28a) *Principiis obsta. Wehre den Anfängen!*

28b) ¹*Nòli me tangere. Nicht berühren! Bitte, nicht!*

Làss!

²*Noli me tângere. Rühr mich nicht án!*

28c) ¹*Rém tène; vérba sequèntur.*

Die Sàche halte fèst; die Wórtte werden fólgen.

²*Rèm tene; verba sequèntur. An die Sàche halte dich; die Worte werden fólgen.*

Man vergleiche die Imperative (28 a und b) und suche zu erkennen, ob durch Voran- oder durch Nachstellen die Ergänzung des Verbs betont wird. Wer bemerkt, dass sich in (a) *principiis* gegen einen Kontrastbegriff abgrenzt, ist nicht mehr im Zweifel. *Den Anfängen [aufkeimenden Unkrauts] musst du wehren!* Das sagt man in einer Situation, wo einer versucht, dem bereits üppig Wuchern den entgegenzuwirken. Da das Wehren nicht im Kontrast steht, ist bei *obsta* eine Betonung unangebracht.

Wenn man die Worte (28b), die der Auferstandene am Ostermorgen an MARIA MAGDALENA richtet, wie in (1) oder wie in (2) akzentuiert, ist beides daraus zu rechtfertigen, wie man sich die Situation vorstellt. Hatte Maria Magdalena bereits dazu angesetzt, ihn zu berühren, ist eine Betonung von *tangere* nicht mehr motiviert.

Man überlege zu (28c) gemeinsam, wie die verschiedene Akzentuierung begründet werden kann. Die Akzentuierung (1) kann sich auf den Kontrast *rem – verba* (Inhalt – Form) berufen und setzt einen gelassenen Sprecher voraus. Für (2) ist auf die Situation zurückzugehen. Hat der Schüler (wie Wagner in GOETHE'S „Faust“) den Meister nach den [rechten] Worten für einen erfolgreichen Vortrag gefragt, um sich an diese zu klammern, so musste der Meister nur das hervorheben, was für den Schüler neu war und im Gegensatz zu dessen Vorstellungen oder Erwartungen stand: *An die Sache klammere dich, woraus die [rechten] Worte sich ergeben!*

Ich will zum Schluss kommen und gebe noch je ein Beispiel von drei Autoren, bei denen man ein fruchtbares Übungsfeld zu finden hoffen kann. Wenn man durch Striche die Sinn- und Sprechheiten trennt (wo sie nicht schon durch Zeilenenden oder Satzzeichen markiert sind), sieht man schön, wie in den Randpositionen der Kola die Betonungen stehen.

29) *Túus es iúdex | álio te laudànte!* [CATO]

Gegen dich selbst sei kritisch, wenn ein anderer dich lobt!

30) *Nùbere Paúla cupit nobis, égo ducere Paúlam nòl[o]: ànus est; vellém, si mágis esset anùs.*

[MARTIAL]

Zum Mann wünscht Paula mich, Paula zur Frau will ich nicht: alt ist sie; ich wollte doch, wäre sie noch – älter.

31) *Núlli se dicit mulier mea nubere málle | quám mihi; nón, si se | Iúppiter ipse petát. dicit; sed muliér | cupidó quod dicit amánti, in vènt[o] et rapidá scribere oportet aquà.*

[CATULL]

Keinen, sagte mein Weibchen, wolle zum Manne sie lieber

als nur mich; nicht einmal dann, wenn sie

– Juppiter selber begehrte.

Sagte sie. Doch was ein Weib seinem Liebhaber

sagt, wenn er lodert,

in den Wind, in Strudel kannst du das

schreiben von Wasser!

Ich fände es sehr bedauerlich, wenn die Jugend, die CICERO und SENECA auf Lateinisch liest, nichts von dem erspüren würde, was PETRARCA bei seiner Lektüre dieser Autoren erlebt hat: dass deren Enthusiasmus durch ihre Sprache auch ihn entzündete. Es geschah, wie er ausdrücklich sagt, nicht durch ihre Gedanken. Es geschah durch etwas in der Sprache, das wir jenseits der Syntax zu suchen haben, in einer individuellen Prägung durch den lebendigen Atem, durch die Seelenregung und Charaktergesinnung eines Menschen.

Petrarca schreibt: „Ich habe ... alle ethischen Bücher des ARISTOTELES gelesen ... Ich bin durch diese Bücher gelehrter, aber nicht besser geworden, wie es sich gehört hätte ... Meine Seele und mein Wille sind ganz dieselben geblieben wie zuvor. Es ist ein großer Unterschied, ob ich etwas weiß, oder ob ich es liebe; ob ich es verstehe, oder ob ich nach ihm strebe. Aristoteles lehrt uns, ich leugne es nicht, was Tugend ist; aber jene überzeugenden und begeisternden Worte, die uns zur Liebe der Tugend und zum Hass des Lasters bewegen, durch die der Geist entzündet und angefeuert wird, kennt er nicht oder doch nur sehr selten. Wie häufig können wir sie dagegen bei den Unsrigen finden, wenn wir nur suchen, besonders bei CICERO und SENECA.“ [Petrarca, Dichtungen, Briefe, Schriften, ausgewählt von H. W. EPPELSHEIMER, Fischer 1956, S. 181f.]

ROLF MAINZ, Rendsburg

Textverständnis und Lebensalter

Als Textverständnis bezeichnet man zweierlei. Einmal ist gemeint, inwieweit ein Leser die grammatischen und semantischen Einzelheiten eines Textes verstanden hat. Wenn er dabei Fehler macht, kann jemand, der sprachkundiger ist als er, sein Textverständnis als falsch erweisen. Wenn es aber um das Verständnis eines ganzen Textes geht, um dessen „Aussage“ oder „Botschaft“, wie man sagt, ist ein solcher Erweis nicht ohne weiteres möglich. Denn hier ist auch das zu berücksichtigen, was der Leser von sich aus zum Sinn des Textes beisteuert, wenn er die hör- oder sichtbar kodierten Sprachzeichen bei der Rezeption mit Leben erfüllt, d. h. sich selbst und anderen verständlich macht. Ein einfaches Beispiel dafür ist sein Lebensalter. Davon handelt die folgende wahre Geschichte:

Zwei befreundete Liebhaber des Lateinischen sind uneins, wie die Botschaft „*Carpe diem*“ in der Ode I 11 von HORAZ zu verstehen sei.

*Tu ne quaesieris, scire nefas, quem mihi,
quem tibi
finem di dederint, Leuconoe, nec Babylonios
temptaris numeros. Ut melius, quidquid erit,
pati.*

*Seu plures hiemes, seu tribuit Iuppiter ultimam,
quae nunc oppositis debilitat pumicibus mare
Tyrrhenum: sapias, vina liques, et spatio brevi
spem longam reseces. Dum loquimur, fugerit
invida*

*aetas: carpe diem quam minimum credula
postero.*

Du frage nicht – zu wissen ist verboten – welches Ende mir, welches dir die Götter / gesetzt haben, Leuconoe, und lass uns kein Horoskop / machen. Wieviel besser ist es doch, was auch geschieht, zu ertragen. / Ob noch mehr Winter Jupiter uns zugeteilt hat oder diesen als letzten, / der jetzt an den Lavaklippen die Wogen des Tyrrhenischen Meeres / bricht: Sei vernünftig, mache den Wein fertig und höre auf, für eine kurze Zeitspanne / eine lange Zukunft zu planen. Während wir plaudern, ist schon wieder ein Stück der knappen Lebenszeit / dahin: Nutze den Tag und erwarte so wenig wie möglich vom folgenden.

In dem Gedicht fordert der Sprecher ein Mädchen namens Leuconoe auf, sich nicht um die Zukunft zu sorgen, sondern lieber den stürmischen Wintertag mit ihm zusammen im Haus beim Wein zu genießen. Der Aufruf ist in drei Teile gegliedert, die durch Verbformen der 2. Person Singular markiert sind:

1. Der Sprecher tadelt die Freundin dafür, dass sie ein Horoskop hat stellen lassen und hält ihr seine stoische Lebensregel entgegen, das Schicksal mit Geduld zu ertragen (Prohibitive).
2. Er fordert sie auf, angesichts der Ungewissheit des Schicksals und des scheußlichen Wetters wegen das Grübeln zu lassen und den Wein durchs Tuch zu gießen (Optative).
3. Er erklärt ihr, dass die Lebenszeit allzu rasch vergeht, und fasst seinen Aufruf kurz zusammen: Es gelte den heutigen Tag zu nutzen, dem morgigen sei nicht zu trauen (Imperativ).

Der jüngere der beiden Freunde sieht in der Abfolge dieser Gedanken einen Weg, der den Leser aus der Trübsal der Todesfurcht zu neuem Lebensmut führt. Es sei wohl der Sinn des Gedichts, diesen in eine optimistische Stimmung zu versetzen. Der ältere Freund, schon über 80 Jahre alt, versteht die Devise „*carpe diem*“ jedoch pessimistisch, ja fatalistisch. Die Fülle der Todesmotive und die winterliche Szene machten die acht Verse zu einem typischen Altersgedicht. Es erscheine ihm aber merkwürdig, dass Horaz als 40jähriger schon von dem Erlebnis der immer rascher vergehenden Zeit gesprochen hat, das er selbst erst in hohem Alter kennen gelernt habe.

Die Freunde haben nun einen pensionierten Lateinlehrer aus der Nachbarschaft gebeten, ihren Streit zu schlichten und zu entscheiden, wer von ihnen beiden das Gedicht „richtig“ interpretiere. Das könne er nicht, war die Antwort. Man könne zwar ihre Kontroverse leicht dadurch erklären, dass Horaz sowohl epikureische wie stoische Ansichten vertrete, so dass beide Verständnisweisen möglich seien. Was aber dem Älteren von ihnen merkwürdig erscheine, sei vermutlich dadurch zu erklären, dass der Dichter unter den damaligen Lebens-

verhältnissen wirklich alt gewesen sei, wie sein Zeiterleben beweise. Darin werde der historische Abstand offenbar:

„Die neuzeitlichen Transformationen im Verhältnis von Natur, Mensch und Gesellschaft, die wir heute vorzugsweise als Modernisierung bezeichnen, sind vielfältig und verschlungen. Lineare Entwicklungen sind selten, Spannungen, Diskontinuitäten und Schwankungen um einen Trend die Regel. Eine Ausnahme bilde die nahezu gradlinige Verlängerung der durchschnittlichen Lebensspanne des Menschen in Europa seit dem Beginn der Industrialisierung zu Ende des 18. Jahrhunderts. Vorher bewegte sich die mittlere Lebenserwartung bei der Geburt in Europa mit starken Schwankungen im Bereich unter dreißig Jahren. Um 1840 betrug sie in England und Skandinavien bereits 40 Jahre, ein Wert, der im später industrialisierten Deutschen Reich erst um 1890

erreicht wurde. Vor dem zweiten Weltkrieg lag die durchschnittliche Lebensspanne in Europa in der Größenordnung von 60 Jahren, um 1960 bei 70 Jahren und heute bei 80 Jahren ...“

(FRANZ-XAVER KAUFMANN 2005)

Mit diesem Zitat erläutert der Pensionär nun den beiden Ratsuchenden, dass die langfristige historische Entwicklung, die der Soziologe darstellt, im Textverständnis des älteren Freundes als zeitliche Verschiebung eines typischen Alterserlebnisses vom 40jährigen antiken Autor zu seinem 80jährigen modernen Leser erscheine. So liefere ihre Kontroverse nicht nur den empirischen Beleg für den Zusammenhang von Textverständnis und Lebensalter, sondern auch den warnenden Hinweis auf den Graben, der die Welt der Antike von unserer modernen Welt trennt.

EBERHARD HERMES, Hevensen

Vom Dolmetschen

In einer Zeit globaler Vernetzung werden überall Dolmetscher benötigt. Dabei ist ein neues Berufsbild entstanden, der akademisch ausgebildete Simultandolmetscher, der die Aufgabe hat, die fremdsprachlichen Beiträge von Teilnehmern internationaler Konferenzen „zeitgleich“ (mlat.) seinen Landsleuten im Auditorium in ihrer Muttersprache über Mikrofon-Kopfhörer-System zur Kenntnis zu bringen. Eigentlich ist aber das Simultandolmetschen in einer solchen Zeit ständigen Austauschs nicht mehr an einen Beruf gebunden, sondern ein Merkmal unzähliger Gespräche zwischen Partnern mit unterschiedlicher Muttersprache im Alltag geworden, etwas Selbstverständliches also.

Auch im vielsprachigen römischen Kaiserreich in der Zeit nach Augustus zu Beginn unserer Jahreszählung war das Simultandolmetschen eine Selbstverständlichkeit und daher kein Gesprächsthema. Es ist ein purer Zufall, wenn man bei der Lektüre auf einen Text stößt, in dem davon die Rede ist. In dem folgenden *Exemplum* aus dem ‚Buch der Beispiele‘ von VALERIUS MAXIMUS, das um das Jahr 30 nach Chr. entstand, ist das der Fall.

Magistratus prisci quantopere suam populiue Romani maiestatem retinentes se gesserint, hinc cognosci potest, quod inter cetera obtinendae gravitatis indicia illud custodiebant, ne Graecis umquam nisi Latine responsa darent.

Quin etiam ipsos linguae volubilitate, qua plurimum valent, excussa per interpretem loqui cogebant, non in urbe tantum nostra, sed etiam in Graecia et Asia, quo scilicet Latinae vocis honos per omnes gentes venerabiliter diffunderetur.

Nec illis deerant studia doctrinae, sed nulla non in re pallium togae subiici debere arbitrabantur, indignum esse existimantes illecebris et suavitati litterarum imperii pondus et auctoritatem donari.

(Factorum et dictorum memorabilium libri IX, lib. II cap. 2 § 2)

„Wie sehr die Amtsträger der alten Zeit in ihrem Verhalten ihre und des römischen Volkes Würde bewahrt haben, lässt sich daran erkennen, dass sie – unter weiteren Anzeichen, ihre Bedeutung unter Beweis zu stellen – auch jenes Prinzip mit großer Beharrlichkeit beibehielten, den Griechen Rechtsbescheide nie anders als auf Latein zu erteilen.